

Jan Brockhaus
GRENZFLÄCHEN
(5)

Fünf große schwarz-weiß Fotografien, die auf den ersten Blick kaum etwas zeigen. Es gibt ein hellgraues Unten und ein beinahe weißes Oben. Erst die genaue Betrachtung lässt dann Spuren und Linien erkennen, die Ausschnitte aus einem leeren anonymen Raum zeigen. Es ist dies wahrscheinlich eine Stellfläche für Autos, ein Parkhaus möglicherweise. Genauer kann man die Orte nicht bestimmen und es ist auch nicht sicher, ob es sich um eine panoramatische Rundumsicht oder um verschiedene Ansichten desselben Raumes handelt. Brockhaus spielt mit unserer Unentschiedenheit und mit der Offenheit seines Mediums, denn diese Bilder könnten überall und zu jeder Zeit entstanden sein. Der Künstler möchte, dass wir die Ebene der Gegenständlichkeit verlassen und uns um imaginäre Bilder kümmern. Um innere Bilder, erinnerte Bilder, Erinnerungen an Orte soll es gehen, Bilder, die scheinbar zufällig Gedankenspurten ins Bewusstsein dringen lassen, die die Bilder beeinflussen und sie entwickeln. Schon möglich, dass auch diese Innensicht vor der Sequenz denkbar ist, aber ich halte mich an die sichtbaren Gegebenheiten der Installation und frage, warum wir so verunsichert sind. Die Dreidimensionalität des Raumes eines Parkdecks wird durch die fotografische Projektion auf zwei Dimensionen gestaucht, doch unser Erinnerungsvermögen an jemals Gesehene und erlebte Räume versucht, eine Dreidimensionalität zu rekonstruieren. Dies gelingt nicht leicht, denn Brockhaus hat die Grenzlinien und die Definitionspunkte, also den optischen Schalter, der Zugang zu den Dimensionen ermöglichen, sehr minimiert. Dieser Schalter ist im Falle der Arbeit ‚Grenzflächen‘ die Horizontlinie, also eine Markierung, welche den Vordergrund vom Hintergrund trennt. Alles, was sich vor dieser Linie befindet, also alles, was auf der Bildfläche unterhalb davon steht, das bezeichnen wir mit der Nähe, mit dem HIER, mit dem Diesseitigen und mit dem vertrauten, sicheren Boden, auf dem wir stehen. Hier vorne, da kann uns so leicht nichts passieren, hier sind wir zuhause und von hier aus können wir den Blick unbesorgt in die Ferne, in Richtung des Horizontes schweifen lassen. Bis dahin ist alles in planbaren Bereichen, doch dahinter beginnt die Unsicherheit, dahinter beginnt das Fremde und in früheren Zeiten des finsternen Mittelalters glaubte man ja dass dort die Welt ende und die scheibenförmige Welt ihre endgültige Begrenzung habe. Heute ist die Welt rund und wir sind auch schlauer geworden aber dennoch: hinter jeder Grenze lauert immer noch das Unbekannte und somit das potentiell Gefährliche, also ist vor den Horizonten immer Vorsicht geboten.

Dirk Brömmel
FAHRPLAN
(6)

Ein Fahrplan macht - gemäß seiner Bezeichnung - eine Fahrt planbar. So weit, so gut und theoretisch mag das ja auch so sein, doch die Wirklichkeit des Reisenden sieht da oft ganz anders aus. Der Termin steht fest, Abfahrt und Ankunft sind auf die Minute genau bestimmt und man kann den Tag nach dem Fahrplan planen. Leider ist es oft nicht so und die Verzögerung der Zugankunft um wenige Minuten zieht auf langen Reisen schließlich die Verzögerung um eine halbe Stunde, manchmal um viele Stunden nach sich. Man fragt sich, woher die Verspätungen kommen. Sie sind, wie alle sich selbst regulierenden Prozesse, merkwürdigen Zufällen und Störungen unterworfen, die vorher nicht planbar sind, denn es liegt in der Natur von Prozessen, dass sie theoretisch einen definierten Beginn und ein exakt kalkulierbares Ende

haben, doch bereits ein winziger Eingriff kann katastrophale Folgen haben und das gesamte, ach so schon geplante System zum Einsturz bringen. Für mich sind Fahrpläne inzwischen Möglichkeiten einer Reise, nicht mehr Wahrscheinlichkeiten. Und denken wir an die Paradoxie der immer kürzer werdenden Reisezeit durch Erhöhung der Reisegeschwindigkeit. Unsummen gibt man dafür aus, schnellere Bahnstrecken zu bauen, Autos windschlüpfriger zu machen, Autobahnen dreispurig auszubauen - man fragt sich, für wen? Fünf bis zehn Minuten hat man durch Raserei oder einen erhöhten ICE Fahrpreis bezahlt, um genau diese eingesparte Zeit vor dem Fernseher oder bei der nächsten unplanbaren Verspätung des Partners wieder zu verlieren. Reisen heißt auch, warten können und vielleicht sollten wir die Lektüre der Fahrpläne - scheinbar genau so grotesk wie die Lektüre von Telefonbüchern - dazu umnutzen, um verschwendete Zeiten durch sinnvolle Gedanken wieder gutzumachen. Brömmels Arbeit führt deutlich vor Augen, dass Fahrpläne magische Zeichensysteme darstellen, welche die Möglichkeit der Zeitlosigkeit in sich tragen, denn Zeit ist ein sehr abstraktes Konstrukt, das sowieso relativ ist. Somit sind auch Fahrpläne mathematische Spiele aus Wahrscheinlichkeiten, die selten Tatsachen werden.

KOPFÜBER

(9)

Dirk Brömmels digitale Konstruktionen von Schiffen haben mir als Grenzgänger zwischen Computermodell und tatsächlichem Artefakt die Frage gestellt warum wir überhaupt noch Schiffe brauchen. Schiffe, zumindest Lastkähne, die auf Flüssen fahren - muten am Beginn des 21. Jahrhunderts wie Dinosaurier an, wie übriggebliebene Relikte aus einer längst vergangenen Epoche. Sie sind schwere und schwerfällige Konstruktionen aus Stahl, Vehikel aus der Keimzeit des Industriezeitalters, in einem Atemzug zu nennen mit Gasometern, Eisenwalzwerken und Kohlezechen. Die letzte Eisenzeit ist vergangen, doch die Schiffe haben es noch nicht gemerkt. Scheinbar unbeirrt von den Einflüssen des Informationszeitalters dümpeln sie unbeirrt von einer Schleuse zur nächsten und transportieren gewaltige Frachtmengen die sich dem unkundigen Betrachter sowieso entziehen. Überlegt man sich, dass unsere Flüsse heute ihre unnatürliche - besser wäre industrialisierte - Form deshalb haben, weil sie ausschließlich für die Schiffe verändert werden mussten, so kann man folgern, dass das Schiff die Ursache der Überschwemmungen ist. Nur um große Warenmengen teuer und langsam von einem Teil Europas in den anderen zu bewegen, wurden das System der Flüsse völlig verändert. Der alte Begriff des Wasserweges wurde umfunktioniert zu einer Wasserbahn für Waren. Diese industrialisierten schwimmenden Behälter auf dem Rhein haben keine Potentiale einer Sehnsucht nach Ferne mehr, die ihre Urgroßväter mit den Segeln und den holzernen Rümpfen noch hatten. Noch nicht einmal mehr gefährlich sind Schiffsreisen heute, nur noch nostalgisch und vielleicht ist die cineastische Feier des Untergangs der Titanic ja die makabre Feier des Untergangs des Zeitalters des Eisens?

Vanessa Heyde
o.T. WEISSE LINIE
(12)

Diese Arbeit ist eine Markierungslinie für einen Ort, der nichts bedeutet. Sie ist Bezeichnung einer Grenze, die willkürlich gezogen ist. Anhaltepunkt in einem fremden Raum, der wie ein Bahnhof, oder eben wie diese alte Güterhalle, Durchgangsstation ist. Hier und an dem markierten Ort Heydes gibt es keine Zuflucht, keinen Schutz, nicht so etwas wie Heimat. Es ist ein bedrückendes Zeichen im Nichts, eine Linie, deren Überschreiten keine erlösenden oder finalen Folgen hat. Diese Linie ist keine Demarkationsgrenze, menschenverachtender politischer Narren, es ist keine Bahnsteigkante, deren Überschreiten ebenso den Tod bringen könnte, sie ist schließlich auch keine Startlinie in ein neues und besseres Zeitalter. Vanessa Heydes Linie ist eine Stelle. Eine Stelle ist kein Ort, schlimmer noch, sie ist ein Unort oder ein NONSITE, wie der amerikanische Bildhauer Robert Smithson seine Landart Arbeiten nannte. Außen, also hier im Ausstellungsraum, passiert nichts, denn eine Linie ist eine Linie, sonst nichts, aber es passiert der Text - er ereignet sich im Akt der Lektüre. Vorausgesetzt, man durchbricht die Grenze, man handelt, indem man auf ihn zugeht, sich im wahrsten Sinne des Wortes auf ihn zu bewegt und ihn auffordert, sich uns zu nähern. Der scheinbar achtlos hingeworfene Text ist wie ein Reisender, den man zufällig im nächtlichen Bahnhof trifft, der auf den gleichen Zug auf dem zügigen Bahnsteig wartet, nichts tut, friert und vor sich hin starrt. Der Anlass der Begegnung kann auch dort die Bewegung auf den Anderen zu sein und manchmal, selten, werden wir Freunde. Heydes Text handelt von der Erstarrung, von der Bewegungslosigkeit und ist doch eine Metapher für die Bewegung, die stattfinden muss, damit überhaupt eine Veränderung passieren kann. Hinter der scheinbar stillsten Stelle der Ausstellung liegt das Potential zur allergrößten Veränderung verborgen.

Mit der Ruhe, dem stillgestellten Fließen beschäftigt sich auch
Nicole Ahlands Objekt RHEINKISSEN
(13)

Wer schläft hier? Der Rhein natürlich, aber dies ist nur auf den ersten Blick so. Die Künstlerin hat Plastikbeutel mit Rheinwasser gefüllt und sie in der entferntesten, dunkelsten Raumecke zu einem stillen Muster aus weichen Oberflächen und sanftem Licht arrangiert. Hier geht es dem alten Vater Rhein endlich einmal gut, hier mag er sich von all dem Tragen der schweren Schiffe und der noch schwereren Schwermetalle, Exkrememente, Düngemittel und Fäkalien endlich einmal erholen: so könnte eine harmlose Lesart dieser Arbeit sein. Eine andere ist weniger romantisch und beschaulich. Diese Kissen, die letzten Überreste der stillgelegten Moguntia Gewürzfabrik haben gleichwertig zu ihrer gemütlichen Kissenform eine laborartige Anmutung. Malen wir uns ein Szenario des Schreckens aus. In einer dunklen Raumecke einer lange nicht mehr benutzen Güterhalle hegen undefinierbare, dicht verschweißte Plastikbeutel, deren Inhalt wir nicht kennen und wir täten gut daran, sie nicht zu öffnen - wahrscheinlich hätten wir sie besser nicht gefunden. Ihr Inhalt könnte verdammt gefährlich werden - für Leib und Leben und natürlich auch für diejenigen, welche sie hier - illegal vielleicht? - deponiert haben. Die Deponie ist die Endlagerstelle, der allerletzte Ort für Dinge, die man absolut nicht mehr brauchen kann: Brennstäbe der Atomkraftwerke, Giftmüll, Klärschlamm und Asche der

Müllverbrennungsanlagen. Deponien und Archive haben eines gemeinsam: dort lagert materiegewordene Geschichte. Zeugen, für wen und was auch immer, Dinge, die man entweder nie mehr sehen möchte oder auf jeden Fall irgendwann einmal wieder. Es ist eine Frage der Zeit und des Urteils. Wer sagt uns, dass in vielen hundert Jahren nicht die Klärschlammdeponien wichtiger sind als die Filme in den Stollen des Bundesarchivs? Das Wasser des Rheins kann man nicht lesen, wir jedenfalls nicht, doch Ahlands Rheinkonserven sind in der Tat auch ein Archiv für den Fluss, ein symbolisches selbstverständlich, denn wer könnte eine ontologische Bestimmung des Rheins vornehmen, wer traut sich zu, den Rhein als solchen zu verzeichnen, bestimmen, definieren und endgültig festzulegen - wohl niemand und das ist auch besser. Ein angehaltener Fluss ist eine Unmöglichkeit und die Philosophie des Wassers ist seine Instabilität. Wasser aus dem Rhein zu tragen ist nicht dasselbe wie Eulen nach Athen, doch Nicole Ahland und Sisyphos sind verwandt: ist der erste Liter Rheinwasser archiviert, so wird bereits beim nächsten Gang zum Ufer klar, dass der letzte Liter niemals seinen Weg in ihr Archiv finden wird.

Martina Hahn lässt in ihrer dreiteiligen Arbeit das EINHORN sprechen
(7)

und schickt uns auf eine imaginäre Reise in eine uralte magische Vergangenheit, die ihren Ursprung in Mainz, genauer gesagt an der Mündung des Mains in den Rhein hat oder hatte. Es ist eine literarische Reise, welche sich an Novalis' Erzählung "Das Märchen von Hyazinth und Rosenblütchen" orientiert. Ihre großformatige Kreidezeichnung auf dem Boden des hellen Ausstellungsraumes markiert den Reiseweg von Mainz bis nach Sais, einer historischen Stadt im Nildelta. Es ist ein Weg des Wassers, den Hyazinth, der Held der Novalis-Geschichte in Wirklichkeit niemals hätte fahren können, denn erst der Rhein-MainDonaukanal, ein Wasserbauwerk des 20. Jahrhunderts, ermöglicht es, zumindest theoretisch, die Kulturen des Okzidents mit denen des Orients zu verbinden. Dabei ist es nötig, große Wegstrecken gegen den Strom zu schwimmen, gefährliche Untiefen zu meistern, und Stromschnellen zu bewältigen - von den menschlichen Gefahren am Wege wollen wir gar nicht reden. Würden wir tatsächlich dem verträumten Romantiker folgen, so gelangten wir in ferne Welten und gleichzeitig in eine Weltenferne, die ihren Ursprung in der Magie, dem Kult und dem Zauber hat. Hyazinth sucht die heilige Göttin, also die orientalische Gottheit Isis, den Innbegriff alles Weiblichen und findet am Schluss seiner Odyssee diejenige Frau, die er schon am Beginn der Geschichte liebte und hätte haben können. Um dieses letzte Tor öffnen zu können, muss er allerdings schlafen, denn nur der Traum ist der Schlüssel zum ewigen Glück und Hyazinth kann es nur bewahren, indem er 'alles Fremde von diesem entzückenden Ort ausschließt'. Erzählende Einhörner, sprechende Quellen, Hexenmeister und Geisterfamilien kann der rationale Geist unserer Zeit sicher nur müde belächeln, doch das Blatt wendet sich sofort, wenn wir an die Kultstätten der Isis erinnert werden, präzise gesagt an den konkreten römischen Isistempel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts in der Römerpassage in Mainz. Isis und ihr Kult, das Magische und das ewig Weibliche sind mit einem Male der fernen Illusion entrissen und von der vergessenen Geschichte in die Wirklichkeit unserer Zeit und unserer Städte gerückt. Martina Hahn stellt in ihrer auf den ersten Blick poetischen Arbeit also immer auch die kritische Frage nach dem Umgang mit dem Erbe unserer Zivilisation - und diese liegt ein gutes Stück im Magischen begründet.

Der zweite Teil des Werkes mit dem Titel "CHERCHER LA FEMME"
(11)

wirkt wie eine Spiegelung des ersten, denn wir Besucher werden an einen gar nicht mehr entzückenden Ort und schon gar nicht in eine magische Vergangenheit gelockt, sondern in Gegenwart der geborgenen Reste eines illegal geführten Wohnheimes aus Mainz. Schäbige grüne Matratzen, eine Leselampe und ein Stahlschrank mit winzigen Spinden. Die Türen sind mit Namen und Worten in fremden Sprachen von Hand beschrieben. Martina Hahns Arbeit stellt damit die Frage nach der Entstehung des Fremden und seiner Wurzel in der Ignoranz. So konkret und tragisch dieser Fall auch gewesen sein mag, unsere nachträgliche Betroffenheit sollte die Grenze des Leselichtes überschreiten und wir sollten versuchen, immer auch das Licht der Kritik und der Erkenntnis in die beschatteten Winkel unserer Gesellschaft leuchten zu lassen. Der Spruch "Fremd ist der Fremde nur in der Fremde" meint doch uns alle, denn was ist die Heimat und wo ist das Vertraute? Fremdheit geht mit Misstrauen und Angst oftmals unselige Allianzen ein, die mehr als einmal in jene Katastrophen führten welche jede Gesellschaft und jede Zivilisation schon erlebte. Auch dieser Ort, auf dem wir gerade stehen, verbirgt mit Sicherheit tödliche Schicksale zwischen Fremdheit und Vertreibung - blicken wir nur auf die Bastion Schönborn, die wenige Meter entfernt am Rheinufer steht, so ahnen wir, welche grausamen Manifestationen der Begriff der Heimat mit sich brachte. Noch einmal: Heimat bedeutet gemeinhin einen Ort, den man kennt, aber für mich meint Heimat die Menschen, die bei mir sind, die ich kenne und liebe. Ganz sicher kannten archaische Gesellschaften wie Sippen oder Stämme keine Heimat, denn ihre nomadische Lebensform gründete ihren Zusammenhalt aus dem gemeinsamen Miteinander gegen ein feindliches Außen. Erst mit der Stadt und ihren Mauern - steinernen wie legislativen - materialisierte sich diese Befindlichkeit, sie fand einen Platz und somit einen Stillstand. Erst von einem benennbaren Ort aus kann man auf die Reise gehen, denn im Nomadischen ist die Reise die Seinsform selbst und der Zweck des Lebens. Wir sesshaften Städter suchen daher seit Jahrhunderten die Abenteuer der Ferne und versprechen uns daraus Erkenntnisgewinn für das Gewohnte. Der Heimgekehrte hat etwas zu erzählen. Im Fremden liegt das Neue, das Gefährliche. Die Bekanntheit ist der Gradmesser und sie gibt die Grenze an, hinter der das Leben nicht mehr beschaulich ist. Die alte Matratze und der Spind werden somit zu Zeugen des modernen Nomadischen, sie sind Relikte anonymer Existenzen, die die Grenzen überschreiten mussten, ohne in eine Heimat zurückkehren zu können, wo sie sich mit dem Glanz des Abenteurers umgeben könnten. Spätestens hier landet dann der romantische Hyazinth auf dem kalten Betonboden unserer Zivilisation. Kuscheln wir uns also schnell in die Märchen oder verlassen besser den Raum.

Vanessa Heydes REISE
(14)

schließlich greift in metaphorischer Form nochmals den Aspekt des Fremden und der Reise auf, ohne den konkreten Bezug zu einem gemeinten Ort und einer genauen Zeit anzugeben. Es ist eine Reise in Bildern, also eine imaginäre Reise, die gar nicht nachvollzogen werden will. Natürlich hat das Werk die Form einer Erzählung, denn wir können Worte lesen - doch was bezeichnen Begriffe wie "Gedankendämonen" und "Schattengeister"? Wer hat wann wohin eine Reise unternommen und wer ist das unbekannte "DU", von dem die Erzählerin fortgejagt wird? Das Auto, wage zu erkennen, die Straßenflucht, Stromleitungen und Seitenscheiben, welche auf den

Fotos auftauchen, sind Synonyme für alle Autos und alle Straßen der Welt - sie sind so beliebig, dass ich das Benennbare suche. Wer ist die Frau, die ich gezeitigt bekomme? Befinden wir uns in Indien oder in einem Tagtraum, wer hat diese Frau weggejagt? Ihre Sehnsucht nach einem INNEN und einem DU, die kennen wir ja wohl alle. "Draußen wohnen die andern' lese ich, und drinnen herrschen nur Schatten und Schweigen - eine traurige Geschichte, die hier ihren Anfang nimmt. Vielleicht ist diese Arbeit der metaphorische beinahe filmische Anfang aller traurigen Geschichten von Verlassenen, von Aufbrüchen in das Unbekannte, von der Leere, die das Verlassene hinterlässt und davon, dass die banale Welt plötzlich wie in eine seltsam neblige Distanz rückt. In diesen wenigen Momenten merken wir, dass wir alleine sind und die wortlose Sehnsucht eine Sehnsucht nach der Geborgenheit ist. Wie auch immer, diese Geschichte muss nicht zwangsläufig tragisch enden - weder diejenige Heydes noch diejenige Hahns, denn wir wissen nicht, wohin ihre Reisen führen - und vielleicht, vielleicht ...